

PETER EISENBERG

Richtig gutes und richtig schlechtes Deutsch

Abstract

Das öffentliche Interesse an der Frage, was als gutes und was als schlechtes Deutsch anzusehen sei, artikuliert sich auch als Anforderung an die Sprachwissenschaft: Sie möge zur Klärung dieser Frage beitragen. Es wird dargelegt, warum die Sprachwissenschaft eine Explikation der Begriffe gutes Deutsch und schlechtes Deutsch nicht zu ihren Aufgaben im engeren Sinn zählt. Möglich ist aber eine Auseinandersetzung mit dem Anliegen, das die Forderung nach gutem Deutsch begründet. Die Sprachwissenschaft kann dieses Anliegen unterstützen, indem sie dabei hilft, den Weg über das Richtige zum guten Deutsch auszubauen. Was dabei unter richtigem Deutsch zu verstehen ist, kann wissenschaftlich geklärt und sollte öffentlich vertreten werden. Der Beitrag versteht sich als Plädoyer für eine Verbesserung des Verhältnisses von Sprachwissenschaft und publizistischer Sprachkritik.

1. Richtig gut und richtig schlecht

Wenn ein Sprachwissenschaftler das Thema ‚Richtig gutes Deutsch‘ aufgreift, kann mit einem gewissen Recht erwartet werden, dass er sich um die immer wieder geforderte sprachwissenschaftliche Explikation des Begriffs bemüht. Um es gleich zu sagen: Das wird nicht geschehen. Ich werde nicht zu klären versuchen, was aus sprachwissenschaftlicher Sicht unter gutem oder schlechtem Deutsch verstanden werden könnte.

Die Formulierung ‚richtig gutes Deutsch‘ wurde zuerst gewählt, als es im Rahmen eines Projekts des Goethe-Instituts mit dem Titel ‚Die Macht der Sprache‘ darum ging, den Klagen über einen Verfall des Deutschen entgegenzutreten. Das ewige ‚richtiges und gutes Deutsch‘ genügte nicht, es sollte ein Schritt mehr gemacht und das Deutsche seiner Rolle als Klagemauer entzogen werden. Das Anliegen ist geblieben, der Kontext ist jetzt ein anderer. Im Rahmen einer Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache kann es m. E. nur um die Frage gehen, worin ein *sprachwissenschaftlicher* Beitrag zum Thema besteht, gerade wenn die Sprachwissenschaft *nicht* sagt, was gutes oder schlechtes Deutsch denn sei. Immerhin kann sie aber erklären, was richtiges Deutsch ist. Das gelingt, wenn sie das Richtige an den Standard bindet und einen Weg findet, den Standard empirisch zu fundieren. Ich komme auf diesen wichtigen Punkt zurück. Im Augenblick genügt die Feststellung, dass der Gebrauch von ‚richtiges Deutsch‘ in den weiteren Ausführungen stets an

diese Voraussetzungen gebunden bleibt, der Gebrauch von ‚gutes Deutsch‘ aber nicht. Wir können diesen Begriff nicht explizieren, weil er nicht zu unserem Gegenstand gehört, weder ein theoretischer noch ein Beobachtungsbegriff der Sprachwissenschaft ist. Wir können allenfalls verstehen, wie er außerhalb der Sprachwissenschaft verwendet wird. Was wollen die Leute damit, warum wird so viel davon geredet, warum ist man sich seiner Sache in einer derart heiklen Angelegenheit derart sicher? Dem wird in mehreren Schritten nachgegangen.

Im ersten Schritt beziehe ich ‚gutes Deutsch‘ auf die Sprache selbst. Ist das Deutsche gut oder schlecht und wird vielleicht sogar unterstellt, man müsse die Sprache verbessern? (Abschnitt 2). Es folgen einige Überlegungen zu der Frage, ob gutes Deutsch auch richtiges Deutsch sei. Abschnitt 4 setzt sich kurz mit einem pragmatischen Zugriff auseinander, der vom Prädikat ‚gut‘ eigentlich weg will zugunsten von ‚angemessen‘ oder Ähnlichem. Und schließlich komme ich auf ein irgendwie absolutes Verständnis des Begriffs zu sprechen. Man weiß es eben. Gerade dieses Verständnis ist für den öffentlichen Diskurs von besonderer Bedeutung (Abschnitt 5). Im letzten Abschnitt wird erörtert, welche Möglichkeiten die Sprachwissenschaft hat, wenn sie sich am Diskurs über gutes Deutsch beteiligen möchte.

2. Ist das Deutsche eine gute Sprache?

Kann man eine gute Sprache schlecht und eine schlechte Sprache gut sprechen? Von Kurt Tucholsky soll die deutsche, von George Bernard Shaw die englische Version des Bonmots stammen, Englisch sei die Sprache, die man am besten schlecht sprechen kann. Damit ist jedoch gerade keine Wertung der Sprache verbunden. Da es bei Sprachbewertungen immer auch um die Sprache selbst gehen kann, ist es zur Vermeidung von Missverständnissen sinnvoll, die Qualität des Deutschen zu thematisieren. Wird wie in der Überschrift gefragt, ist impliziert, dass es um die Qualität der Sprache als ganzer geht. In *die gute deutsche Sprache* ist das Attribut *gut* nichtrestriktiv zu lesen ähnlich wie bei der unmarkierten Lesung von *die gute deutsche Landmilch, der gute Schweizer Bergkäse*. Sprachwissenschaftler werden sich kaum bereitfinden, ein solches Gesamturteil abzugeben, über das Deutsche ebenso wenig wie über eine andere Sprache.

Aber die Geschichte der Sprachbewertung ist lang, gerade was das Deutsche betrifft. Schon die Standardwerke zur Sprachgeschichte und zur Sprachkritik zeigen, welche Bedeutung sie für das Bild vom Deutschen und seine Entwicklung haben (Polenz 1994; Schiewe 1998). Ausdrücklich ist daran zu erinnern, dass es über eine lange Zeit hinweg die professionelle Sprachwissenschaft war, die diese Frage behandelt hat, und nicht, wie wir es heute gewohnt sind, die Laienlinguistik (Davies/Langer 2006a, 2006b).

Gegenwärtig nimmt eine damit verwandte Diskussion einen interessanten Verlauf, der es erlaubt, zumindest einen Kern des Problems rational zu fassen.

Ein Teil der Typologie fragt, was man unter einer einfachen Sprache zu verstehen habe. Man spricht über Sprachen allgemein und wird konkret in Hinsicht auf einzelne Merkmale (Dahl 2004) oder in Hinsicht auf bestimmte Sprachtypen wie Kreolsprachen (McWhorter 2001) oder Varietäten des Englischen (Szmrecsanyi/Kortmann 2008). Unter etwas anderer Perspektive ist seit einiger Zeit vom Deutschen als einer ‚reifen‘ Sprache die Rede (Fabricius-Hansen 2003, 2007). Die Sprache verfügt über eine Morphosyntax, mit der semantische und informationsstrukturelle Beziehungen zwischen Satzbedeutungen gerade in komplexen Sätzen transparent und eindeutig kodiert werden können. An Übersetzungen zwischen Deutsch, Norwegisch und Englisch wird gezeigt, wie sehr sich Sprachen in dieser Beziehung unterscheiden.

Soweit ich sehe, laufen beide Ansätze darauf hinaus, bestimmte grammatische Eigenschaften zu isolieren, an denen man Begriffe wie Einfachheit oder Reife aufhängen kann. Man spricht dann davon, dass Sprachen oder Varietäten von Sprachen in bestimmter Hinsicht einfach sind, man hütet sich aber davor, bestimmte Sprachen als ganze so zu charakterisieren. So gibt es m. W. bisher keinen Versuch, etwa das Standardfranzösische und das Standardenglische zu vergleichen. Man stelle sich einmal vor, was mit der Feststellung bewirkt würde, das Französische sei im Verhältnis zum Englischen eine geradezu simple Sprache.

Etwas anders scheint es bei der Reife von Sprachen zu liegen. Auch hier werden grammatische Merkmale genannt, aber es zählt vor allem das Syndrom. Bestimmte Merkmalskombinationen bilden sich typischerweise heraus, wenn eine Sprache etwa über lange Zeit hinweg als geschriebene in einer literalen oder sich literalisierenden Gesellschaft verwendet wird. Es geht dann in der Tat um die Sprache selbst, denn es lassen sich hinreichende Bedingungen dafür geltend machen, dass sie reif genannt wird. Allerdings hütet man sich in diesem Zusammenhang davor, andere Sprachen als unreif zu bezeichnen. Die alte Frage, ob in jeder Sprache prinzipiell alles gesagt werden kann, wird nicht aufgeworfen, wohl aber die, wie und warum bestimmte Dinge besonders einfach und wirkungsvoll kodierbar sind.

Natürlich kann eine reife Sprache Merkmale einer einfachen haben. Dem Deutschen wurde beispielsweise ein aus typologischer Sicht armes Tempus- und Aspektsystem bescheinigt, obwohl gerade diese Kategorisierungen für die Klassifikation allgemein eine wichtige Rolle spielen (Dahl 1996).

Nach wie vor werden also wertende oder mit Wertungen assoziierbare Prädikate aus guten Gründen kaum oder nur unter speziellen Voraussetzungen ganzen Sprachen zugewiesen. Es bleibt schwierig, ein Sprachsystem in seiner Gesamtausprägung so weit zu verstehen, dass dies möglich würde. Bei anderer Gelegenheit redet man jedoch durchaus so über Sprachen. Beispielsweise fragt Theodor Ickler (2007, S. 23): „Wie gut ist die Deutsche Sprache?“ Er will sie bewerten, denn „Die Frage nach dem Wert der Sprachen wird unter Sprachwissenschaftlern kaum noch gestellt. Man weist sie als unseriös zurück oder gibt die gleichsam patzige Antwort: Alle Sprachen sind gleichwertig.“

Greifen wir einen Punkt heraus, um zu zeigen, warum Sprachwissenschaftler Icklers Frage als unseriös zurückweisen.

Zur Satzklammer heißt es (Ickler 2007, S. 29):

„Eine in aller Welt bekannte ‚Unart‘ des Deutschen ist die Satzklammer. Wenn man annimmt, daß komplexe Ausdrücke grundsätzlich von rechts nach links aufgebaut werden [...], dann kann man auch den deutschen Satzbau schon ganz gut erklären. Aber dann kommt die Grundregel in die Quere, daß der Aussagesatz durch die Zweitstellung des Verbs gekennzeichnet wird, und dadurch entsteht eben die schwer beherrschbare, von Mark Twain bespöttelte Satzklammer. Da auch Muttersprachler hier ständig fehlgehen, ist die Schwierigkeit keine eingebillete.“

Warum setzt Ickler *Unart* in Anführungszeichen? Angst vor der eigenen Courage? Was meint er mit der Feststellung, auch Muttersprachler gingen hier ständig fehl? Warum wird eine Eigenschaft schon deshalb als negativ bewertet, weil sie Lernschwierigkeiten verursacht? Sind Sprachen gut, wenn sie leicht lernbar sind? Am Anfang steht einmal mehr die Verwechslung von Sprache und Sprachgebrauch. Bleiben wir bei der Sprache.

Unterstellt wird, die Satzklammer sei ein Konstruktionstyp des Deutschen, sie existiere in dieser Sprache. Nun ist grade bei der Satzklammer ersichtlich, welche Wirkung ein Terminus haben kann. Einerseits wird er verallgemeinert, das Deutsche wird zur Klammersprache (Weinrich 1986). Andererseits bietet er Gelegenheit, vom Freiheitsdrang der Deutschen zu sprechen, wenn sie die Klammer sprengen oder durchbrechen (einige Zitate dazu in Eisenberg 2006, S. 401). Es geht dem Kollegen um Bewertungen. Warum fragt er sich dann nicht, wie weit er dem Terminus auf den Leim geht? Und wenn der Klammer Nachteile zugeschrieben werden, warum werden Vorteile nicht wenigstens für möglich gehalten?

Es kann Vorteile haben, wenn die Stellung des Finitums wie im Deutschen strukturell variabel ist. Vor allem die Sonderstellung des Verbletztsatzes als Prototyp des abhängigen Satzes ohne eigene illokutive Kraft wird so interpretiert, seit langem auch aus historischer Sicht (Lernerz 1984). Kehrseite ist die Existenz des Verbzweitsatzes und damit der Klammer. Die Unterscheidung der Satztypen nach der Position des Finitums trägt beispielsweise dazu bei, dass sich eine transparente, syntaktisch fundierte Kommaregelung entwickeln konnte, ein wirklich starker Zug. Sie ist aber auch von unschätzbarem Wert für die Sprachverarbeitung, wenn vom Verbzweitsatz der ‚richtige‘ Gebrauch gemacht wird.

Aber damit nicht genug. In der langen und anhaltenden Debatte, ob der Verbletztsatz nicht die grundlegende Verbstellung des Deutschen aufweise, wird eine Funktion der Satzklammer darin gesehen, dass sie den Verbzweitsatz dem Verbletztsatz ähnlich macht (einsichtig zusammengefasst in Meinunger 2008, S. 60 ff., 67 ff.). Damit kommt ein ganz neuer Gesichtspunkt ins Spiel: Das System verwirklicht Einheitlichkeit in der Vielfalt. Wer möchte darüber wertend urteilen?

Schließlich wird von ernstzunehmender Seite bestritten, dass es sich bei der Satzklammer überhaupt um eine Klammer handelt (Faucher 1993; Dalmas/Vinckel 2008). Mit Gewinn für die Beschreibung der Satztypen arbeitet man stattdessen mit dem neutraleren und überall zwanglos anwendbaren Begriff einer syntaktischen Grenze. Alle an ‚Satzklammer‘ hängenden Konnotationen werden hinfällig.

Genug des Räsonierens. Halten wir fest: Mit der Frage nach dem guten und dem schlechten Deutsch als der Frage danach, ob das Deutsche gut oder schlecht sei, kommen wir weder *en gros* noch *en détail* weiter.

3. Ist gutes Deutsch auch richtiges Deutsch?

Ein erster Versuch zum Verständnis von ‚gutes Deutsch‘ kann am Zweifelsfall ansetzen. Wer im rationalen Diskurs von gutem oder schlechtem Deutsch spricht, verfügt über Alternativen, und dasselbe gilt für den Zweifelsfall. Bei Wolf Peter Klein (2003) lesen wir: „In der Regel gilt der Zweifel der Frage, inwiefern ein sprachliches Phänomen *standardsprachlich* als korrekt bzw. inkorrekt zu gelten hat.“ Man kann sicher darüber streiten, ob ein Zweifelsfall von vornherein auf den Standard zu beziehen sei, denn Zweifel können natürlich prinzipiell innerhalb und zwischen Varietäten jeder Art auftreten (so auch Klein 2008). Aber im öffentlichen Diskurs wird meist so verfahren. Man verfährt so, lässt jedoch eine wichtige Konsequenz dieses Vorgehens außer acht: Die Gewissheit, dass gutes Deutsch auch richtiges Deutsch sei, gerät ins Wanken. Jedermann weiß zwar, dass, was richtig ist, noch lange nicht gut sein muss, denkt dabei etwa an Papierdeutsch, Nominalstil oder Pleonasmen, und spricht vielleicht von schlechtem Stil. Dass gutes Deutsch außerhalb des richtigen liegen könne, ist viel weniger einsichtig. Jedoch ist es sogar unverträglich mit einem verbreiteten Sprachbewusstsein, unverträglich mit fast allen neueren Stilbegriffen und schließlich unverträglich mit verbreiteten Formen von Spracharbeit.

Die meisten Varianten eines modernen Stilbegriffs beziehen sich auf den Standard allenfalls als *Tertium Comparationis*, nicht aber als stilistisches Maß. Einer pragmatischen Fundierung von Stil geht es mehr um ein Verständnis davon, wie etwa Angemessenheit und allgemein Wirkung von Texten sprachlich vermittelt sind (Sandig 1995). Dass man sich dabei außerhalb einer expliziten Norm bewegt, ist nicht lediglich hinzunehmen, sondern in vielen Fällen notwendig. Ich komme darauf zurück, möchte aber gleich auf eine weitreichende Konsequenz dieses Tatbestandes hinweisen, die sprachwissenschaftlich trivial ist, öffentlich aber schwer vertretbar bleibt. Wir drücken uns nicht durchweg, aber viel zu oft vor der Feststellung, dass literarische Texte zur Fundierung einer sprachlichen Norm im Sinne eines Standards nicht geeignet sind. Werden sie sprachlich bewertet (was ja fortwährend geschieht), dann ist das, wie wir mindestens seit Fricke (1981) recht genau wissen, linguistisch durchaus fassbar, hat aber mit richtig und falsch wenig zu tun.

Es ist erhellend und es ist erforderlich, die Rolle literarischer Texte in der Normdiskussion allgemein und speziell im Deutschunterricht sprachwissenschaftlich zu reflektieren (kurz und deutlich Frentz/Lehmann 2003). Um sich die Reichweite des Problems vor Augen zu führen, braucht man nur einmal den berühmigten Spiegel-Titel vom Oktober 2006 („Rettet dem Dativ“) aufzuschlagen und überall dort, wo literarische Texte als das gute Deutsch von einem anderen Stern berufen werden, hinzusetzen: „Aber Standard ist das nicht. Und was soll denn dem Durchschnittssprecher mit dem Hinweis auf die schöne Literatur eigentlich gesagt werden, wo er doch damit zu kämpfen hat, den Standard zu beherrschen. Unter anderem vielleicht deshalb, weil er zu oft den Spiegel liest.“ Es ist kein, aber auch nicht der geringste Sinn in dieser Art von verbreiteter Sprachkritik erkennbar, auch wenn unaufhörlich von gutem Deutsch die Rede ist. Lassen Sie mich an einem kleinen Beispiel zeigen, was mit Sprachbewertungen in diesem Zusammenhang gemeint ist (Beispiel aus der Süddeutschen Zeitung vom 27./28.10.2007, S. 18, etwas ausführlicher Eisenberg 2008).

- (1) *So lernte Jurek Becker die deutsche Sprache als etwa Achtjähriger in Berlin. Er spricht auf dem Hörbuch ein wundervolles Deutsch. Erstens als Schriftsteller: Alle seine Sätze klingen weich. Er hat als Kind eine bestimmte Ausprägung der deutschen Sprache gelernt und sich aus den Nuancen des Berliner Jargons diese regionale Mischung aus Lethargie und Humor zueigen gemacht, die eine molochartige Mietskasernenstadt im flachen Brandenburgischen einst entwickelte, um Elend zu ertragen.*

Zweitens ist er wundervoll als deutscher Sprecher: Jurek Becker lässt keinen Dialekt oder Jargon hören, aber einen leicht schleppenden Ton.

Kennzeichnungen wie gutes oder wundervolles Deutsch, elegante Prosa, ergreifende Verse finden ihr Maß weder in der effektiven Kommunikation noch in der sprachlichen Norm, sondern letztlich in ästhetischen Gesichtspunkten, so weit sich hier von einem Maß sprechen lässt. Noch weiter weg von der Sprache ist man mit der Aussage, Jurek Becker sei „wundervoll als deutscher Sprecher“, obwohl dann gleich wieder von Dialekt und Jargon die Rede ist.

Natürlich spricht nichts dagegen, in Schulbüchern, Sprachratgebern und normativen Grammatiken, denen es um die Förderung des Standards geht, Beispiele aus der schönen Literatur zu verwenden. Ohne sie würde vieles verloren gehen. Notwendige Bedingung bleibt aber, dass sie dem Standard entsprechen. Sie entsprechen dem Maß, aber sie setzen es nicht unabhängig vom allgemeinen Sprachgebrauch. Für den Diskurs über einen verbindlichen Begriff von richtigem Deutsch sind literarische Texte nur in beschränktem Umfang heranzuziehen. Dass etwas bei Kleist oder Brecht steht, besagt unter Normgesichtspunkten nicht viel. Und dass jemand schön Deutsch spricht, erst recht nicht. Es geht dabei nicht um eine bahnbrechende Erkenntnis, sondern um deren Vermittlung zum Schutz des Deutschen vor inflationärer und beliebiger Inanspruchnahme.

4. Wahrheit und gutes, Unwahrheit und schlechtes Deutsch

Ein umfangreiches Inventar an wertenden Kategorien erschließt sich mit einem Ansatz bei der kommunikativen Leistung. Der pragmatische Ansatz hat gleichzeitig den Vorteil, dass man sich damit unmittelbar auf die ‚wesentliche‘ Funktion von Sprache bezieht, das ist eben ihre kommunikative. Attribute wie gut und schlecht können vermieden werden. Wertungen verwenden ein scheinbar rational fundierbares Vokabular, zu dem Attribute wie angemessen, effektiv, transparent und sachbezogen gehören. Noch immer tonangebend sind die Griceschen Konversationsmaximen (Grice 1975), die in Versatzstücken längst auch Eingang in den öffentlichen Diskurs gefunden haben. Wir müssen ihnen an dieser Stelle nicht in jeder Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern verwenden eine kompakte Zusammenfassung, wie sie ähnlich in den linguistischen Wörterbüchern zu finden ist (Bußmann 2002, S. 379; Glück 2005, S. 351): (1) Sei genau so informativ wie erforderlich. (2) Sprich wahr. (3) Sage etwas, das relevant ist. (4) Sprich klar und deutlich.

Die Griceschen Maximen lassen alle einen Bezug auf Eigenschaften sprachlicher Äußerungen zu. Am schwierigsten ist das für die Maxime ‚Sprich wahr‘ zu zeigen. Ob sie eine rein sprachliche Seite hat, wird erörtert, solange man über Sprache nachdenkt. Die Frage hat bis heute nichts von ihrer Faszination verloren. Dabei geht es vor allem um negative Wertungen, das macht die Maxime weiter interessant. Im Allgemeinen fragt man nicht, ob die Sprache gut sei, wenn wahr gesprochen wird, sondern ob man ihre Schlechtigkeit erkennen könne, wenn gelogen wird, ob es eine Art sprachlichen Lügendetektor gibt. Hilft die Sprache beim Lügen?

„Wenn sie es tut, wird sich die Linguistik dem ‚großen Problem der Lüge‘ (Augustin) nicht entziehen können. Hilft die Sprache jedoch beim Lügen nicht oder setzt sie dem Lügen sogar Widerstand entgegen, so kann dennoch die Linguistik beschreiben, was sprachlich geschieht, wenn die Wahrheit zur Lüge verdreht wird. Die Lüge geht die Linguistik allemal an.“ (Weinrich 2000, S. 7)

Für Weinrich ist die Sache bei den Wörtern ziemlich klar. Es gibt Euphemismen und das, was man heute politisch korrekte Bezeichnungen nennt, es gibt irreführende Metaphern usw. Auf der Ebene der Sätze bleibt Weinrich Pragmatiker und Textlinguist. Erkennbar wird die Lüge bei Berücksichtigung von Sprechsituation und Diskurs, an der Sprache selbst nicht.

Machen wir trotzdem einen Versuch. Die Frage der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, die Weinrich in seinem Essay bearbeitet, lautet „Kann Sprache die Gedanken verbergen?“, was ja nicht in jedem Fall zu einer Lüge führen müsste, was aber wie die Lüge einen intentionalen Akt voraussetzt, d. h. eine Täuschungsabsicht oder wenigstens eine Verbergensabsicht. Sind wir in der Lage, dies zu erkennen? Dazu zwei Beispiele unterschiedlicher Art.

- (2) *Wegen der Sensibilität der hier zu betrachtenden Unterlagen und Daten der Betroffenen bitte ich sie, Veranlassung dahin gehend zu treffen, dass bei der Bearbeitung und Übermittlung der Vorgänge auf die Wahrung der Vertraulichkeit größte Sorgfalt gelegt wird.*

Der Satz entstammt einem Brief, den der Präsident des Berliner Abgeordnetenhauses Walter Momper am 13.9.2007 an den Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit geschrieben hat (Berliner Zeitung vom 6./7.10.2007, S. 22). Zweifellos richtig schlechtes Deutsch. Im kausalen Adjunkt (*wegen*) wird mit *sensibel* über *Unterlagen und Daten* prädiziert. Referent und Prädikat vertragen sich semantisch nicht, was aber erst bei genauem Hinsehen oder expliziter Formulierung wirklich ins Auge springt. Das gilt schon für sich als schlechtes Deutsch, es handelt sich sogar um einen besonders häufig auftretenden Typus desselben.

Dazu kommt, dass die eigentliche Mitteilung im Attribut *der Betroffenen* versteckt ist. Thomas Fritz hat die Interaktion der grammatischen Form mit dem Sprecher- und Hörerbezug im Rahmen einer Theorie kommunikativer Explizitheit ausführlich an Modalitätskonstruktionen beschrieben: „Die modale Merkmallosigkeit besteht nur im finiten Aussprechen einer Aussage, erlaubt es dem Hörer aber, den Sprecher auf die maximale Faktizität des Sachverhalts [...] festzulegen.“ (Fritz 2000, S. 201). Der Ansatz ist darauf aus, konstruktive Merkmale mit funktionalen im Sinne von Faktizitätsbedingungen in Zusammenhang zu bringen. Entsprechende Überlegungen für die in Rede stehende Konstruktion ergeben: Eigentlich geht es gar nicht um Unterlagen und Daten, sondern um die Betroffenen, das sind bestimmte Beamte und Politiker. Momper spricht zumindest insofern nicht wahr, als er seine kommunikative Absicht verbirgt. Sprachlich wird Faktizität für einen Sachverhalt generiert, der nicht von Interesse ist.

Auch die Verletzung der übrigen Maximen können an diesem Beispiel illustriert werden, wir wenden uns aber gleich dem zweiten zu, das zeigt, wie unsicher der Boden ist, auf dem man sich bewegt. In einem Prozess zwischen einer Politikerin und einem Nachrichtenmagazin ging es um das normale Leseverständnis des folgenden Textes (DER SPIEGEL 1/2002, Rubrik ‚Rückspiegel‘).

- (3) *Mit Rücksicht auf diesbezügliche Gespräche mit Investoren bittet Krajewski um Verständnis, dass sie das als „äußerst konstruktiv empfundene“ Angebot „bisher nicht weiterverfolgt“ habe.*

Wird ein Normalleser den Text so verstehen, dass Frau Krajewski von einem tatsächlich vorliegenden Angebot gesprochen habe? Das Nachrichtenmagazin bestreitet dies mit der Begründung, nur die als direkte Rede gekennzeichneten Textteile hätten das genau wiederzugeben, was gesagt worden sei. Das Wort *Angebot* gehöre gerade nicht dazu.

Das linguistische Gutachten hatte eine Länge von ungefähr zehn Zeilen, in denen dargelegt wird, dass alle Formmerkmale der indirekten Rede vorliegen und in einer indirekten Rede nichts stehen dürfe, was mit dem Gesagten offensichtlich nicht vereinbar sei. Ob zusätzlich Teile der Rede als direkt gekennzeichnet seien, ändere daran nichts.

Damit war der Fall abgeschlossen, aber das Unbehagen bleibt. Es entsteht, weil man nicht weiß, ob es eine journalistische Praxis gibt, die das grammati-

sche Verhältnis von direkter und indirekter Rede zur bewussten Irreführung des Lesers verwendet. Es könnte ja sein, dass die direkte innerhalb der indirekten Rede gelegentlich verwendet wird, damit der Gesamttext einen Anschein von Authentizität erhält, der ihm zugeschrieben wird, weil er eine Unwahrheit enthält. Ein gewiefter Leser wird sich vielleicht fragen, warum angesichts der ersten Griceschen Maxime überhaupt direkte Rede vorkommt. Was den Informationsgehalt des Textes betrifft, würde sich ja bei ihrem Wegfall nichts ändern. Eine Folgerung wäre: „Wenn innerhalb der indirekten Rede ohne ersichtlichen Grund direkte Rede auftritt, ist Vorsicht geboten.“

Ob wir in der Lage sind, so etwas beim normalen Lesen zu erkennen und einen entsprechenden Argwohn zu entwickeln, lassen wir dahingestellt. Offenbar gibt uns aber die sprachliche Form in solchen Fällen Hinweise darauf, dass möglicherweise „die Wahrheit zur Lüge verdreht wird.“ Darum ging es ja.

5. Gutes Deutsch: was sonst

Nun also zu der eigentlich interessanten Frage, was als ‚gutes Deutsch‘ den öffentlichen Sprachdiskurs treibt. Wo setzt man im Meer der Texte zum Thema an? Dieter E. Zimmer hat mit seinen Büchern und Dossiers in DIE ZEIT wie wenige andere Einfluss auf das Bild von der deutschen Sprache bei einem gebildeten Publikum genommen und sich kürzlich bündig mit der Frage nach dem guten Deutsch befasst („Alles eine Sache des Geschmacks? Von wegen!“, DIE ZEIT vom 26. Juli 2007, S. 43). Nehmen wir diesen Text zum Ausgangspunkt, auch weil er versucht zu argumentieren und bezogene Standpunkte zu begründen. Er ist andererseits von der Machart her typisch; er sagt vieles, was oft gesagt wird und verwendet gängige Beispiele.

Gutes Deutsch soll ebenso wenig eine Angelegenheit subjektiven Sprachgefühls wie sprachästhetischer Vorurteile sein, sondern an Eigenschaften festgemacht werden, die handfesten Kriterien genügen: „Gutes Deutsch ist zunächst richtiges Deutsch.“ Und: „Als zweites Kennzeichen von gutem Deutsch ist zu nennen: seine Angemessenheit.“ Diesen notwendigen Bedingungen folgt als dritte, entscheidende und hinreichende das Vorhandensein eines Sprachbewusstseins. Es erlaubt „die kontrollierte Verwendung von Sprache, die Einschaltung einer bewussten Prüfungsinstanz zwischen Denken und Sprechen.“

So weit sind die Kriterien vertraut, auch bei der Forderung nach kontrollierter Verwendung der Sprache muss nicht gleich etwas Schlimmes befürchtet werden. Aber dann wird erläutert, was gemeint ist. Das Sprachbewusstsein erhebt sich als Barriere vor dem guten Deutsch: „Man muss dazu das richtige, treffendste Wort kennen und in der richtigen Millisekunde in den entstehenden Satz einfügen können, die wörtlichen von den übertragenen Bedeutungen der Wörter unterscheiden, sich der historischen und sozialen Dimensionen der Ausdrücke bewusst sein, viele Tonfälle beherrschen, die Gebrauchsspuren an Begriffen und den Wörtern dafür erkennen und berücksichtigen ...“

Wie die Barriere gebaut ist, kann sie nicht von jedermann überwunden werden, und zwar prinzipiell nicht. Gutes Deutsch bleibt eine elitäre Angelegenheit, dem naiven Sprecher steht es nicht zur Verfügung. Bei dieser Feststellung ist daran zu erinnern, dass ein nachhaltiges Auseinanderdriften von Sprachwissenschaft und Sprachkritik seinen Anfang nahm, als sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein geschriebener Standard herausgebildet hatte und sich nun, im Verlauf der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mehr und mehr verbreitete. Das Beherrschen des Standards war nicht mehr per se ein Distinktionsmerkmal, sondern dieses wurde innerhalb des Standards neu gesetzt, und zwar in einem Prozess zunehmender sachlicher Verengung (Schiewe 1998; Cherubim 2007). Die Engführung geht Hand in Hand mit einer Kanonisierung. Es wird so etwas wie ein absoluter Begriff von gutem Deutsch propagiert, denn was dem Sprecher mit Sprachbewusstsein aufgegeben wird, ist sprachlich durchaus konkret. Er weiß, wie Zimmer schreibt, „dass die Umschreibung mit *würde* nicht die einzige Art ist, den Konjunktiv auszudrücken ... dass sich [nach *weil* und *obwohl* seit dreißig Jahren] zunächst mündlich, dann aber auch schriftlich, die Hauptsatzstellung ausbreitet, [...] dass das Perfektpartizip von *winken* bis ebenfalls vor etwa dreißig Jahren einzig *gewinkt* hieß und *gewunken* zunächst ein Scherz war [...]“ usw. Es ist geradezu bestürzend, wie direkt die Liste von Zimmer an Listen erinnert, die im 19. Jahrhundert gängig waren, und es ist ebenso bestürzend, wie gut die Funktion dieser Liste als Grundlage eines sozialen Distinktionsmerkmals überlebt hat (Dieckmann 1991; viel Material in Davies/Langer 2006a; ein dazu passender, wenn auch gänzlich anders motivierter Normbegriff wird in Haas 1998 beschrieben).

Wie reagiert man als Sprachwissenschaftler darauf, außer mit Enttäuschung und Frustration darüber, wie wenig sich in 150 Jahren verändert? Man reagiert normalerweise mit der Feststellung, dass der Sprachkritiker irrt, unhaltbare Aussagen macht. Weder lässt sich der *würde*-Konjunktiv gegen andere Konjunktivformen ausspielen noch entstand *weil* mit Verbzweitsatz vor dreißig Jahren noch ist *gewunken* Produkt eines Sprachwitzes. Zimmer könnte sich anhand von allgemein zugänglicher germanistischer Literatur vor Augen führen, dass sein Begriff von gutem Deutsch auf Vorurteilen ruht, die sich nicht bestätigen lassen.

Wenn sich die Sprachwissenschaft mit populärer Sprachkritik auseinandersetzt, dann meist auf diesem Weg. Wir erleben das gerade am Beispiel der Zwiebfisch-Kolumnen. Péter Maitz und Stephan Elspaß (2007) haben eine ausführliche und ernsthafte sprachwissenschaftliche Begründung dafür geschrieben, dass Sicks Bücher nicht in den Deutschunterricht gehören. Vilmos Ágel (2008) schließt mit sorgfältigen grammatischen Analysen an und André Meinunger (2008) geht den Aussagen des Zwiebfisch sogar in Buchform nach: Sick versteht einfach nichts von dem, worüber er schreibt und öffentlich spricht, weder von der Grammatik noch von der Geschichte des Deutschen.

Und doch stellt sich die Frage, ob es ausreicht, ihm und seinesgleichen das vorzuhalten. Als ich im Herbst 2006 dem Zwiebfisch erstmals in einem Feuilleton der Süddeutschen Zeitung mit deutlichen Worten zu Leibe rückte, gab es einige Zustimmung, aber weitaus mehr anderes. Das reichte von „Will sich wohl einen Witz mit uns machen, der Emeritus Eisenberg“ über den Durst „nach Werken, die Schluss machen mit dem in unglaublicher Vielfalt verbreiteten Unfug, der mit der deutschen Sprache getrieben wird“ bis zum bitteren „Mit Recht mahnen Peter Eisenberg und Bastian Sick eine saubere Grammatik an“, bei dem man am guten Willen der Leserbriefredaktion zu zweifeln beginnt.

Trotzdem muss wissenschaftliche Kritik sein. Immerhin bekommen einige Stichwortgeber des öffentlichen Diskurses inzwischen doch Bedenken, den Deutschunterricht mit Sick zu bestreiten. Andererseits fügt man dem Ansehen der Sprachwissenschaft in der Öffentlichkeit manchmal allein dadurch Schaden zu, dass man ein wenig genau wird. Viele Leute wollen das nicht hören, sie wollen unterhalten und allenfalls bestätigt werden, nichts weiter. Man begibt sich in eine Medienwelt, in der es um Entertainment und Geld, nicht um die Sprache geht (schön beschrieben in Schümann 2007). Na gut, wir lassen uns nicht einschüchtern, aber warm anziehen sollten wir uns schon, und Gedanken über andere Formen des Einflusses auf den öffentlichen Diskurs sollten wir uns auch machen. Ich möchte zum Schluss versuchen, dazu einige Überlegungen anzustellen.

6. Noch einmal: die Sprachwissenschaft

Fragen wir uns als Erstes, für wen wir Sprachwissenschaftler die Debatte über gutes und schlechtes Deutsch führen. Die Antwort kann nur sein, dass wir etwas für die Verbreitung des guten Deutsch tun wollen. Wir finden uns in einer Situation wieder, die durchaus mit der Situation einer avancierten Sprachkritik der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vergleichbar ist. ‚*Gutes Deutsch für alle*‘ ist keine schlechte Maxime.

Soweit sich Sprachwissenschaftler dem Thema heute ernsthaft zuwenden, heben sie nun aber vor allem auf Sprachbewusstheit als Kriterium für gutes Deutsch ab. Eroms (2007, S. 101) bindet grammatisch gutes Deutsch an die Bedingung, dass jemand „nicht nur die Fülle der grammatischen Regeln beherrscht und sie in ihrer Breite anwendet, sondern dass er oder sie eine bestimmte Auswahl oder Festlegung dabei trifft ...“ Ganz ähnlich heißt es bei Schiewe (2007, S. 379): „Um gutes Deutsch zu sprechen und zu schreiben, braucht man neben einem Wissen über die Regeln der Grammatik auch ein Wissen darüber, in welcher Situation man zu wem über welchen Gegenstand wie sprechen oder schreiben sollte [...]. Deshalb ist, vielleicht zuallererst und grundlegend, gutes Deutsch auch bewusstes Deutsch.“

Aus dieser Sicht gehört gutes Deutsch zur Sprache der Distanz. Im Normalfall kann es nur Ergebnis komplexer Sprachplanung bei erheblichem ex-

pliziten Sprachwissen sein, nicht aber Ergebnis spontanen Sprachgebrauchs. Tut man auf dieser Grundlage etwas für seine Verbreitung, zumal wenn Eroms zu Recht betont, dass es Rezepte, nach denen man sich richten könnte, nicht gibt? Wohl verstehen wir, was unseresgleichen als gutes Deutsch hören und lesen möchte. Das ist ja auch schon etwas, aber bemühen sollten wir uns um etwas anderes. Sagen wir den Leuten nicht, was sie nicht haben können, sondern sagen wir ihnen, was sie brauchen und erreichen können, um vielleicht irgendwann zum guten Deutsch vorzustoßen. Ich spreche mich erneut dafür aus, das ganze Gewicht einer wissenschaftlich fundierten Sprachkritik auf die Förderung des Standarddeutschen zu legen. Oder anders gesagt: bleiben wir doch zunächst beim richtigen Deutsch. Diejenigen, die gutes Deutsch sprechen, brauchen uns nicht. Diejenigen, die uns brauchen, sprechen meist kein richtiges Deutsch.

Vielfältige Erfahrungen mit praktischer Spracharbeit – zum Beispiel in der Online-Sprachberatung – haben in Verbindung mit den Möglichkeiten der modernen Korpuslinguistik dazu geführt, dass ‚richtiges Deutsch‘ mehr und mehr an den Sprachgebrauch und nicht an ein bestimmtes Sprachbewusstsein gebunden wird, ein Sprachbewusstsein, das sich selbst für nicht hinterfragbar hält (Eisenberg 2007). Damit dies im öffentlichen Diskurs wirksam wird und das allgemeine Sprachbewusstsein verändern kann, sind zwei Schritte erforderlich. Der erste besteht darin, dem geschriebenen *Standard* als normsetzender Leitvarietät Geltung zu verschaffen. Der zweite besteht in der Übereinkunft (manchmal möchte man sagen: in dem Zugeständnis), dass der Sprachgebrauch innerhalb dieser Varietät empirisch erhoben werden kann und dass deshalb vorwissenschaftliche Gewissheiten nicht anerkannt werden.

Keine der beiden Säulen, auf denen der Begriff ‚richtiges Deutsch‘ damit ruht, ist unumstritten und allgemein anerkannt. Jede von ihnen kann aber sprachwissenschaftlich fundiert und in Hinsicht auf praktische Spracharbeit mit starken Argumenten verteidigt werden. Für den gegenwärtigen Zusammenhang kommt es darauf an, dass die Sprachwissenschaft versucht und meiner Meinung nach auch unbedingt versuchen sollte, ihren Begriff von ‚richtiges Deutsch‘ in der Öffentlichkeit zu vertreten und durchzusetzen. Sie hat allen Grund, mit noch immer grassierenden Normauffassungen aufzuräumen, die das bornierte Sprachbewusstsein kleiner Sprechergruppen zur Grundlage haben oder die meinen, mit dem Ruf nach allgemeiner Liberalisierung des Sprachgebrauchs sei das Wesentliche schon erreicht. Wir haben den wichtigsten Teil unserer Arbeit getan, wenn der sprachwissenschaftlich fundierte Begriff von richtigem Deutsch zum Alltagsbegriff geworden ist.

Aber ist der Standard nicht grau, ein wenig trist, ein wenig simpel, eben normal, normal und noch mal normal? Und wie bringen wir auf den Begriff, dass die Laienlinguistik den Reichtum und die Vielfalt der deutschen Sprache einfordert, gleichzeitig aber an ihrem erstarrten Kanon von Kennzeichnungen für gutes Deutsch festhält? Man betrachte nur einmal, wie Eroms (2007, S. 100 f.) sein Kriterium ‚Fülle der grammatischen Regeln‘ am Beispiel illus-

triert. Zum Standardpassiv stehen ihm sofort ein halbes Dutzend Alternativen zur Verfügung und er bemerkt, mit jeder von ihnen seien gleich auch einige grammatische Klippen verbunden. Wer eine der Alternativen wählt, ohne ihre Grammatik ganz zu beherrschen, geht Risiken ein. Um es etwas provokativ zu sagen: Die Sprachwissenschaft könnte auf Grundlage ihrer Kenntnis der Sprache unendlich viel Material zur Verfügung stellen, das der Sprachkritik Zweifelsfälle, Unsicherheiten, Systemlücken und Regelkonflikte zugänglich machen würde. Wir können das Deutsche (ebenso wie das Polnische, Spanische oder Englische) ohne weiteres als Irrgarten erscheinen lassen. Insofern freut den Sprachwissenschaftler jede Kanonisierung der Sprachkritik.

Umgekehrt kann die Sprachwissenschaft das Sprachgefühl des normalen Sprechers auch dort rekonstruieren, wo es der Laienlinguistik in der Regel nicht gelingt. Vilmos Ágel (2008) bringt das schön mit seinem Titel zum Ausdruck ‚Bastian Sick und die Grammatik. Ein ungleiches Duell‘. Zur Illustration nur ein paar Beispiele, die ganz unterschiedlichen Zusammenhängen entstammen.

- (4)
- a. *In Hartz IV Haushalten leben bundesweit 2,6 Millionen*
 - b. *negatives Wachstum, Freistellung, Patientenmaterial*
 - c. *Die Universität hat ihr Hauptgebäude im Welfengarten 1 untergebracht*
 - d. *Die Agenda hat eine soziale Schiefelage*
 - e. *Bildungspolitik scheint oft unendlich schwierig zu sein, ich sehe das etwas einfacher*
 - f. *Wie so oft in der heutigen Zeit wird täglich mit Kürzeln und Abkürzungen umgegangen, ohne uns dabei hin und wieder über die abgekürzte Begrifflichkeit Gedanken zu machen*

Zu Satz 4a findet sich in einer Glosse des Berliner Tagesspiegel die Bemerkung „Es ist schon ein Jammer, wie die armen *Hartz IV Haushalte* in der Luft hängen. Man könnte beinahe denken, das Fehlen der Bindestriche sollte dies unterstreichen ...“ Das sieht und freut jedermann. Die Kritik ist einsichtig, sie verfehlt nicht ihre Wirkung.

Wörter und Phrasen wie die in 4b spielen überall eine bedeutende Rolle, von der Zeitungsglosse bis zum Unwort des Jahres. Sprachkritik als Eulenspiegelei. Auch das Etymon wird immer und immer wieder bemüht, gerade bei Fremdwörtern: „*Sympathie* stammt aus dem Griechischen und bedeutet eigentlich *Mitleid*.“ Sprachwissenschaftliche Richtigstellungen und Hinweise auf Bedeutungswandel können hier ebenso nützlich wie kontraproduktiv sein. Man schaue sich nur einmal an, was Schriftsteller in der Glossensammlung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung (Reichert 2007) daraus machen, dass sie ihre Wörter als morphologisch transparent ansehen.

Auch bei den Sätzen in 4c und 4d genügt noch der gesunde, analytische Menschenverstand für Fragen des Typs „Wie kann man ein Gebäude im Welfengarten 1 unterbringen?“ (Beispiel aus einer Ingenieurszeitschrift) oder „Wie kann eine Schiefelage sozial sein und eine Agenda eine Schiefelage haben?“ (Beispiel nach einer Äußerung von Jürgen Trittin).

Sehr viel schwieriger wird es bei Satz 4e. Irgendetwas stimmt nicht an dieser Äußerung des Berliner Bildungssenators Zöllner, das merkt jeder, aber was? Man kommt erst weiter, wenn Syntax und Semantik der Verben (*scheinen, sehen*) im Verhältnis zueinander beschrieben sind, wenn der anaphorische Bezug von *das* verstanden ist und die Rolle von *einfacher* als Adverb in einem Satz mit *sehen* bewertet werden kann. Das erfordert echte grammatische Analyse mit dem Ergebnis, dass wir es aus systematischen Gründen mit schlechtem Deutsch zu tun haben.

Satz 4f wird vom Normalsprecher als krasser Fall von richtig schlechtem Deutsch angesehen und meist mit Heiterkeit bedacht (Beispiel aus einem Artikel über Techniken zum Energiesparen aus einer Ingenieurszeitschrift). Ohne weiteres erkennt er, dass der Satz gleichzeitig zu viel und zu wenig enthält. Zu wenig etwa im Passus *hin und wieder*, wo wahrscheinlich etwas wie *wenigstens* fehlt. Zu viel im Passus *wie so oft in der heutigen Zeit wird täglich*. Aber viel schwieriger ist die umwerfende Wirkung des *um zu*-Infinitivs zu erklären. Es geht um die Kontrollverhältnisse allgemein und die Rolle des an sich reflexiven *uns* im Besonderen.

Es liegt an uns, wie wir mit so etwas umgehen. Es liegt auch an uns, ob aus dem unvermeidlich gespannten Verhältnis zwischen publizistischer und wissenschaftlicher Sprachkritik eine Situation der Belehrung oder eine der Kooperation entsteht. Wollen wir die Kooperation, dann müssen wir uns verständlich machen. Einen anderen Weg sehe ich nicht.

Sind wir uns sicher, was im öffentlichen Diskurs zu vertreten wäre, bleibt trotz allem die andere Frage, ob wir lediglich etwas zum richtigen und schlechten, oder ob wir auch etwas zum guten Deutsch sagen können. Auf welcher Grundlage könnte das geschehen oder bleibt eine Barriere, die uns inhaltlich letztlich von der Laienlinguistik trennt?

Die Laienlinguistik ist, auch was Sprachratgeber betrifft, durchaus Gegenstand sprachwissenschaftlichen Interesses (Brekle 1986; Antos 1996; Law 2007). Dieses Interesse hat mehrere Seiten. Eine will darauf hinaus, dass wir Sprachwissenschaftler den Sprachbegriff, der Bewertungen zugrunde liegt, ernst nehmen und auf diesem Wege versuchen, das zerrüttete Verhältnis zur publizistischen Sprachkritik zu verbessern. Einen Ansatz findet man wieder bei Walther Dieckmann, wo er den virulenten Sprachbegriff so charakterisiert (1991, S. 370 f.):

„Die in Frage stehenden Auffassungen von Sprache liegen möglicherweise jedoch tiefer. Nimmt man einerseits das linguistische Arbitraritätsprinzip und andererseits die nicht nur bei Sprachkritikern zu beobachtende Suche nach der ‚eigentlichen‘ Bedeutung eines Wortes, die zwar nicht die Faktizität einer nicht-arbiträren Beziehung von Ausdruck und Inhalt, aber die Möglichkeit einer solchen voraussetzt, und in der vor allem ein starkes Bedürfnis Ausdruck findet, es möge eine nicht-arbiträre Beziehung walten, so scheint mir die Frage, was angelernt und was wirkendes Sprachbewusstsein ist, nicht einfach zu entscheiden.“

Praktisch schlägt sich diese Sprachauffassung in Kriterien für gutes Deutsch nieder, zu denen an erster Stelle gehören: (1) schlechter Sprachgebrauch ist schlechte Sprache, (2) ein Ausdruck muss sprachgerecht sein, (3) von mehreren Formen kann nur eine richtig sein, es gibt im guten Deutsch weder Varianten noch Synonyme und (4) ein sprachlicher Ausdruck hat eine wirkliche oder wahre Bedeutung. Es geht jetzt um den Sprachbegriff selbst, es geht nicht mehr um den Sprecher des guten Deutsch, der in einem komplexen Highspeed-Online-Balanceakt Wörter und Konstruktionen vergleicht, um zu den besten vorzustoßen.

Die Frage ist nun einfach: Können wir mit dem volkslinguistischen Sprachbegriff wirklich gar nichts anfangen? Doch, wir können, wenn wir wollen, denn was er will, finden wir im sprachwissenschaftlichen Diskurs durchaus wieder. (1) Ob und wenn ja in welcher Weise der Sprachgebrauch die Sprache verändert, ist, sieht man von bestimmten Dogmatiken ab, sprachwissenschaftlich von allergrößtem Interesse. Das gilt sogar dann, wenn man nur sprachinterne Bedingungen für Sprachwandel im Blick hat. (2) Jeder empirisch fundierte Normbegriff ist auf systematische Analysen angewiesen. Erst die systematische Verortung einer Variante lässt beispielsweise Aussagen darüber zu, ob sie als ephemere oder als stabil anzusehen ist oder ob sog. Schwankungen nicht überhaupt systematisch begründet sind (letztes Beispiel dieser Art in Wiese 2008). (3) Sprachwissenschaftlich ist nicht auf den Widerspruch hinzuweisen, der hier zur Forderung nach Reichtum und Vielfalt besteht, sondern zunächst darauf, dass sog. Varianten meistens keine sind. Ein ausgearbeiteter Funktionsbegriff zeigt ja gerade, dass *weil sie hat geschlafen* und *weil sie geschlafen hat* funktional keine freien Varianten sind. (4) Nicht auf der Basis herabgesunkener Griechischkenntnisse, wohl aber auf der Grundlage eines Wissens über kompositionelle vs. idiomatisierte Verhältnisse kann danach gefragt werden, was ein Ausdruck eigentlich bedeutet. Und es wird sprachwissenschaftlich so gefragt, nicht nur in der forensischen Linguistik. Sollten wir nicht versuchen, uns im richtig guten Deutsch wiederzufinden? Möglicherweise kommen wir damit weiter als mit wissenschaftlichen Belehren allein.

Fazit: Der Bereich, der uns und nur uns im Diskurs über gutes und schlechtes Deutsch bleibt, ist umfangreich und vielfältig. Die Sprachwissenschaft ist heute in der Lage, den Gebrauch des Deutschen als Standardvarietät empirisch zu erheben und seine Entwicklung zu verfolgen. Sie ist aber gleichzeitig in der Lage, die Systemangemessenheit auftretender Varianten zu bewerten und damit blinder Datenhuberei den Riegel vorzuschieben. Die Sprachwissenschaft muss aber ganz gewiss weiter daran arbeiten, den Diskurs mit der interessierten Öffentlichkeit auf Augenhöhe zu führen. Es sollte doch möglich sein, auch von unserer Seite her etwas dafür zu tun, dass die Abneigung einer wichtigen, meinungsbildenden Sprechergruppe gegenüber der Sprachwissenschaft verschwindet.

Literatur

- Ágel, Vilmos (2008): Bastian Sick und die Grammatik. Ein ungleiches Duell. In: *Info Daf* 35.1, S. 64–84.
- Antos, Gerd (1996): *Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings*. Tübingen.
- Brekle, Herbert (1986): Einige neuere Überlegungen zum Thema Volkslinguistik. In: Brekle, Herbert/Maas, Utz (Hg.) (1986): *Sprachwissenschaft und Volkskunde*. Opfaden, S. 70–76.
- Burkhardt, Armin (Hg.) (2007): *Was ist gutes Deutsch? Studien und Meinungen zum gepflegten Sprachgebrauch*. Mannheim.
- Bußmann, Hadumod (2002): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 3. Aufl. Stuttgart.
- Cherubim, Dieter (2007): *Gutes Deutsch im 19. Jahrhundert? Anspruch und Wirklichkeit*. In: Burkhardt, Armin (Hg.) (2007), S. 32–46.
- Dahl, Östen (1996): Das Tempussystem des Deutschen im typologischen Vergleich. In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hg.) (1996): *Deutsch – typologisch*. Berlin, S. 359–368.
- Dahl, Östen (2004): *The growth and maintenance of linguistic complexity*. Amsterdam.
- Dalmas, Martine/Vinckel, Hélène (2008): Wenn die Klammer hinkt ... Ein Plädoyer für das Prinzip ‚Abgrenzung‘. In: *Deutsche Grammatik im europäischen Dialog*. Online-Publikation <http://krakau2006.anaman.de>
- Davies, Winifred V./Langer, Nils (2006a): *The Making of Bad Language. Lay Linguistic Stigmatisations in German: Past and Present*. Frankfurt/M.
- Davies, Winifred V./Langer, Nils (2006b): ‚Gutes‘ Deutsch – ‚schlechtes‘ Deutsch von 1600 bis 2005. In: *Sprachreport* 22.3, S. 2–9.
- Dieckmann, Walther, (1991): Sprachwissenschaft und öffentliche Sprachdiskussion – Wurzeln ihres problematischen Verhältnisses. In: Wimmer, Rainer (Hg.) (1991): *Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch*. Berlin, S. 355–373.
- Eisenberg, Peter (2006): *Grundriss der deutschen Grammatik. Band 2: Der Satz*. 3. Aufl. Stuttgart.
- Eisenberg, Peter (2007): Sprachliches Wissen im *Wörterbuch der Zweifelsfälle*. Über die Rekonstruktion einer Gebrauchsnorm. In: *Aptum* 3, S. 209–228.
- Eisenberg, Peter (2008): Sind Sprachnormen ein notwendiges Übel? In: *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch 2007*. Göttingen, S. 98–107.
- Eroms, Hans-Werner (2007): Grammatisch gutes Deutsch – mehr als nur richtiges Deutsch. In: Burkhardt, Armin (Hg.) (2007), S. 90–108.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (2003): Deutsch – eine ‚reife‘ Sprache. Ein Plädoyer für Komplexität. In: Stichel, Gerhard (Hg.) (2003): *Deutsch von außen*. Berlin, S. 99–112.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (2007): Dreimal (nicht) dasselbe: Sprachliche Perspektivierung im Deutschen, Norwegischen und Englischen. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 37, H. 145, S. 62–86.
- Faucher, Eugène (1993): Einige Argumente für die Relevanz des Prinzips Abgrenzung. In: Marillier, Jean-François (Hg.) (1993): *Satzanfang – Satzende. Syntaktische, semantische und pragmatische Untersuchungen zur Satzabgrenzung und Extraposition im Deutschen*. Tübingen, S. 17–34.
- Frentz, Hartmut/Lehmann, Christian (2003): Der gymnasiale Lernbereich ‚Reflexion über Sprache‘ und das Hochschulzugangsniveau für sprachliche Fähigkeiten. In: *Didaktik Deutsch* 14, S. 92–98.
- Fricke, Harald (1981): *Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur*. München.

- Fritz, Thomas A. (2000): Wahr-Sagen. Futur, Modalität und Sprecherbezug im Deutschen. Hamburg.
- Glück, Helmut (1995): Metzler Lexikon Sprache. 3. Aufl. Stuttgart.
- Grice, H. Paul (1975): Logic and conversation. In: Cole, Peter/Morgan, Jerry L. (Hg.) (1975): Syntax and Semantics, Bd. 3: Speech Acts. New York, S. 41–58.
- Haas, Walter (1998): Über die Entstehung von Sprachnormen im Gespräch. In: Ernst, Peter/Patocka, Franz (Hg.) (1998): Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Wien, S. 285–296.
- Ickler, Theodor (2007): Wie gut ist die deutsche Sprache? In: Knoop, Ulrich (Hg.): Henning Kaufmann-Stiftung. Jahrbuch 2001–2005. Paderborn, S. 23–40.
- Klein, Wolf Peter (2003): Sprachliche Zweifelsfälle als linguistischer Gegenstand. Zur Einführung in ein vergessenes Thema der Sprachwissenschaft. In: Klein, Wolf Peter (Hg.): Sprachliche Zweifelsfälle. Theorie und Empirie. Linguistik online 16.4.
- Klein, Wolf Peter (2008): Auf der Kippe? Zweifelsfälle als Herausforderung(en) für Sprachwissenschaft und Sprachnormierung. In diesem Band.
- Law, Claudia (2007): Sprachratgeber und Stillehren in Deutschland 1923–1967. Berlin.
- Lernerz, Jürgen (1984): Syntaktischer Wandel und Grammatiktheorie. Eine Untersuchung an Beispielen aus der Sprachgeschichte des Deutschen. Tübingen.
- Maitz, Péter/Elspaß, Stephan (2007): Warum der ‚Zwiebelfisch‘ nicht in den Deutschunterricht gehört. In: Info DaF 34.5, S. 515–526.
- McWhorter, John (2001): The world’s simplest grammars are creole grammars. In: Linguistic Typology 6, S. 125–166.
- Meinunger, André (2008): Sick of Sick? Ein Streifzug durch die Sprache als Antwort auf den „Zwiebelfisch“. Berlin.
- Polenz, Peter von (1994): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band II. 17. und 18. Jahrhundert. Berlin.
- Reichert, Klaus (Hg.) (2007): Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück. Sprachglossen deutscher Autoren. Göttingen.
- Sandig, Barbara (1995): Tendenzen linguistischer Stilforschung. In: Stickel, Gerhard (Hg.) (2007): Stilfragen. Berlin, S. 27–61.
- Schiewe, Jürgen (1998): Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.
- Schiewe, Jürgen (2007): Angemessenheit, Prägnanz, Variation. Anmerkungen zum guten Deutsch aus sprachkritischer Sicht. In: Burkhardt, Armin (Hg.) (2007), S. 369–380.
- Schümann, Michael (2007): Wer hat Angst vor Bastian Sick? Das Verhältnis der Sprachwissenschaft zu einem Bestsellerautor und Unterhaltungskünstler. In: Der Sprachdienst 51.5, S. 201–208.
- Szmrecsanyi, Benedikt/Kortmann, Bernd (2008): The morphosyntax of varieties of English: a quantitative perspective. *Lingua*. Im Druck.
- Weinrich, Harald (1986): Klammersprache Deutsch. In: Sprachnormen in der Diskussion. Berlin, S. 116–145.
- Weinrich, Harald (2000): Linguistik der Lüge. 6., durch ein Nachwort erweiterte Auflage. München.
- Wiese, Bernd (2008): Schwankungen in der Adjektivflexion nach Pronominaladjektiven. In diesem Band.